

Zeitschrift: Sprachspiegel : Zweimonatsschrift
Herausgeber: Schweizerischer Verein für die deutsche Sprache
Band: 18 (1962)
Heft: 6

Rubrik: Zehn Minuten Sprachkunde

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 11.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

leeren Strohs in der Scheuer der Sprache zu unterscheiden vermag, ohne nach dem Gütezeichen „echt“ greifen zu müssen. Gryphius läßt das Leben des Menschen als ein „Geschwätz und Scherzen“ vorüberziehen; der Berliner trifft mit dem Gequassel einen ähnlichen Befund. Wer aber glaubt, ohne das echte Gespräch nicht auskommen zu können, dem wird vielleicht der Hinweis nützen, daß man dann — ähnlich wie die heftig konkurrierenden Waschmittel — zum Komparativ und Superlativ greifen muß, um die Bedeutung eines Gesprächs noch gebührend hervorzuheben: „Unsere Gespräche sind echter“ oder „Wir führen das echteste Gespräch.“

Warum jedoch das Gespräch überhaupt so auf den Hund gekommen ist — das zu klären bedürfte es schon eines „echten Gesprächs“. Nun aber nichts wie fluchtartig aus dem Saal.

Helmut Daniel in der „Stuttgarter Zeitung“

Zehn Minuten Sprachkunde

„Die Zeitwörter — im zweiten Band“

Ein Engländer hat einmal behauptet, in guten wissenschaftlichen Büchern der Deutschen kämen die Zeitwörter erst im zweiten Band, und ein Franzose hat über jene deutschen Sätze geklagt, „auf denen man davonsegelt wie ein Admiral mit einer versiegelten Order, der in Teufels Namen seine Bestimmung erst erfährt, wenn er sich auf hoher See befindet“.

Der Amerikaner Mark Twain schließlich hat als Beispiel für diese deutsche Unsitte den Satz angeführt: „Er reiste, als die Koffer fertig waren und nachdem er Mutter und Schwester geküßt und nochmals sein angebetetes, einfach in weißen Musselin gekleidetes, mit einer frischen Rose in den sanften Wellen ihres reichen braunen Haares geschmücktes Gretchen, das mit bebenden Gliedern die Treppe hinabgeschwankt war, um noch einmal sein armes, gequältes Haupt an die Brust desjenigen zu legen, den es mehr liebte als das Leben selber, ans Herz gedrückt hatte, ab.“ Mark Twain behauptete, man müsse sich auf den Kopf stellen, wenn man einen deutschen Satz lesen wolle, weil erst der Schluß den Satz klarmache. Er hat sogar empfohlen, man solle einmal hundert deutsche Schriftsteller, welche schwerverständliche Sätze schreiben, kurzerhand aufhängen, gerade in Deutschland gäbe es so viele Schriftsteller, daß es auf ein paar Dutzend mehr oder weniger nicht ankomme: „Warum kleinlich mit einem Material sein, das in solchem Überfluß vorhanden, wenn man so viel gewinnen kann mit so geringen Auslagen, los — opfern sie die Hundert.“

Sind diese Vorwürfe berechtigt? Wir müssen im Deutschen tatsächlich das Verbum als den wichtigsten Teil des Satzes, sofern es aus mehreren Teilen besteht — und das ist sehr oft der Fall — bis an den Schluß rücken. Schon die-

ser nicht übermäßige Satz liest sich ein wenig unbequem. Besonders lästig wird diese späte Anführung des Verbums in Sätzen, in denen sie zunächst eine Unklarheit verursachen, zum Beispiel: „In diesem Augenblick platzte Emanuel, der nur mit Mühe seine Erregung so lange gebändigt hatte, mit den Worten heraus.“

Was können wir machen, um diesen Nachteil unserer Sprache abzuschwächen? Wir können in längeren Sätzen das Verbum voranziehen, wie es viele große deutsche Schriftsteller, zum Beispiel Treitschke oder Conrad Ferdinand Meyer, ständig tun. Wenn auch andere Schriftsteller in solchen Fällen mehr Mut hätten zur Voranziehung des Zeitwortes: ihre Werke würden verständlicher werden und rhythmisch wohltuender. Dieser Satz ist ein harmloses Beispiel für eine solche Voranziehung. In dem Satz: „Der Omnibus tauchte 1843 in Hamburg, 1846 in Berlin und 1854 in München auf“, können wir das „auf“ schon hinter Hamburg setzen.

Manche Leute schlagen vor, wir sollten die sogenannten trennbaren Zeitwörter überhaupt nicht zerreißen, sondern getrost schreiben: „Ich ankomme morgen nachmittag; ich feststelle daß nichts geschehen ist.“ Wir haben ja viele Zeitwörter, die wir nie trennen: „ich unterdrücke, ich überschätze, ich hinterlege, ich widerspreche usw.“ In letzter Zeit haben wir uns auch gewöhnt zu schreiben „ich übersiedle“. Goethe schreibt meist: „Ich anerkenne.“ Nun brauchen wir aber die Trennung manchmal zur Unterscheidung zweier Zeitwörter: „Ich überlege mir, was zu tun ist“ und „ich lege meinen Sohn über.“ Oder: „Ich übersetze einen Schriftsteller“, aber „ich setze über einen Fluß.“ Vor allem aber läßt sich der Sprachgebrauch nicht so willkürlich beeinflussen. Ein solcher Eingriff ist auch gar nicht erforderlich, wenn man sich entschließt, in langen Sätzen den letzten Teil des Zeitworts einfach kühn voranzuziehen.

Das Deutsche hat den Vorzug einer freieren Wortstellung. Sie ermöglicht uns viele Abschattierungen, die anderen Sprachen verwehrt sind. Freilich kann sie auch dazu führen, daß lächerliche Mißverständnisse entstehen, wie zum Beispiel in den beiden Zeitungssätzen: „Abends Ball beim König, der sehr voll war“ oder „Es hat dem allmächtigen Schöpfer gefallen, während er auf der Reise nach Mexiko abwesend war, unseren geliebten Bruder zu sich zu nehmen.“

Ludwig Reiners

Komma sind nicht Gefühlssache

Denen, die meinen, Interpunktion sei ausschließlich Gefühlssache, soll in dem Folgenden an Hand einiger Beispiele gezeigt werden, daß für die Zeichensetzung auch Verstand nötig ist.

„Herr Otto möchte das mittlere, renovierte Haus kaufen.“ Das Komma dieser Aussage ist entscheidend für die Vorstellung, die man sich von der Umgebung des Kaufobjektes zu machen hat. Ohne Komma würde der Satz bedeuten, daß mindestens auch die beiden Nachbarhäuser renoviert sind. Mit Komma bedeutet er, daß die Nachbarhäuser entweder neu oder nicht renoviert sind. Die Regel: Zwei Eigenschaftswörter vor einem Hauptwort werden durch ein Komma getrennt, wenn sie ohne Sinnveränderung vertauscht und durch „und“ verbunden werden können.

Viele unserer Zeitgenossen geben vor, sie hätten in der Schule gelernt, daß man vor „und“ nie ein Komma setzen dürfe. Dementsprechend machten sich gemäß dem folgenden Satz drei Personen auf den Weg: „Eva, meine Schwester und ich gehen ins Theater.“ Es würde sich um die Aufzählung von drei Subjekten handeln. Setzt man jedoch vor „und“ einen Beistrich, so wird „meine Schwester“ Apposition zu „Eva“, und es ist nur noch von zwei Personen die Rede (hier wieder ein Komma vor „und“, da vollständiger Satz folgt).

„Ein Rechtsanwalt Müller hat den Fall übernommen.“ Anscheinend soll es sich hier um irgendeinen der Anwälte dieses Namens handeln. Setzte man den Namen in Komma, so wäre er besonders betont; es könnte sich auch um einen persönlich oder öffentlich bekannten Anwalt handeln.

Ein witziger Fehler war kürzlich im Anzeigenteil einer Berliner Zeitung: „Hündin, mit Stammbaum drei Monate alt, zu verkaufen.“ Das erste Komma steht zwei Wörter zu früh.

„Ich habe Freundinnen wie Lisa und Gerda.“ Dieser Satz ist schon ohne Komma doppeldeutig: „Ich habe Freundinnen, die wie Lisa und Gerda sind“ und „Ich habe Freundinnen, wie Lisa und Gerda sie haben.“ Ein Komma vor „wie“ gäbe dem Satz folgende Bedeutung: „Ich habe Freundinnen, wie (zum Beispiel) Lisa und Gerda.“ Hier leitet „wie“ eine Apposition ein, die selbstverständlich abgetrennt wird. Vorher aber galt die Regel: Bei einem Vergleich, der kein vollständiger Satz ist, steht kein Komma.

Auch der Sinn des nächsten Satzes ist unklar: „Herr Meyer bemühte sich redlich zu verkaufen.“ Setzen wir vor „redlich“ ein Komma, so fiel die Bedeutung des Satzes zugunsten des Händlers aus; setzten wir das Komma nach „redlich“, so würde Herr Meyer so charakterisiert, daß wohl niemand sein Kunde bliebe. Der Schreiber sollte sich also entscheiden. Möglicherweise hat er in diesem Fall absichtlich unklar geschrieben. Doch mit der Absicht läßt sich bekanntlich jeder Fehler entschuldigen, allerdings nur scheinbar.

Günter Heinzel

Ihr angenehmes Außere

Mein Freund Balduin blickte versonnen vor sich hin. „Na, Balduin“, sagte ich, „bestimmt bewegen dich keine unangenehmen Gedanken.“ — „Stimmt“, erwiderte er und lächelte vielsagend, „sie hat ein angenehmes Äuße —.“ Sein Lächeln verschwand, er verstummte und sah mich hilfesuchend an. „Heraus mit der Sprache“, rief ich, „Äußere oder Äußeres? Äußere dich!“ — „Ja“, meinte er nachdenklich, „das ist gar nicht so einfach. Mein Inneres rät mir zu ‚Äußeres‘, denn es heißt doch ‚ein Äußeres‘; aber ich habe auch schon gelesen: ein angenehmes Äußere, ein gefälliges Äußere, ein ungewöhnliches Äußere und so fort. Ich bin aufs äußerste gespannt, was richtig ist.“ — „Entspanne dich: Es ist beides richtig.“ — „Beides?“ Balduin war jetzt aufs äußerste verwirrt. „Jawohl, beides“, wiederholte ich, „man darf hier sowohl schwach als auch stark beugen. Neben der schwachen Form ‚ein angenehmes Äußere‘ steht gleichberechtigt die starke Form ‚ein angenehmes Äußeres‘.“ — „Dann ist es also auch egal, ob ich sage: mein ganzes Innere oder mein ganzes Inneres, ein großes Ganze oder ein großes Ganzes und so weiter?“ — „Völlig egal, oder besser: völlig gleich.“ — „Ach, wenn es doch immer so wäre“, äußerte er seufzend.

„Das möchtest du wohl“, sagte ich lächelnd, „doch die Sprache tut dir nicht immer den Gefallen. Und nun hätte ich gerne gewußt, wer die ‚sie‘ eigentlich ist.“ — „Da muß ich dir folgendes kleines Erlebnis erzählen.“ — „Es heißt nicht ‚folgendes kleines Erlebnis‘, sondern ‚folgendes kleine Erlebnis‘.“ — „Hat man je so etwas erlebt! Ich denke, es sind beide Beugungen zulässig.“ — „Du hast übersehen, lieber Balduin, daß wir es vorhin mit substantivierten Adjektiven zu tun hatten, die von einem anderen Adjektiv nebst unbestimmtem Artikel bestimmt waren. Diesmal handelt es sich um reine Adjektive, die von dem Wort ‚folgendes‘ abhängig sind. Dieses Wort ist aber hier als adjektivisches Pronomen, als Fürwort, gebraucht und steht an Stelle von ‚dieses‘. Es muß also, wie gesagt, lauten: folgendes kleine Erlebnis (Genitiv: folgenden kleinen Erlebnisses), folgender wichtige Beschluß (Genitiv: folgenden wichtigen Beschlusses und so fort. Doch nach diesem grammatikalischen Erlebnis

möchte ich endlich deinen Erlebnisbericht hören, ich bin inzwischen erlebnishungrig geworden.“

„Erinnerst du dich jener Dame mit dem teerosanen Haar auf dem ‚Fest der frohen Farben‘?“ — „Der mit dem orangenen Kostüm?“ — „Nein, mit dem lila —“ Wieder einmal stockte Balduin und sah mich hilflos an. „Nun“, ermunterte ich ihn, „mit dem lilanen, lilalen oder lilaen Kleid? Du darfst wählen.“ — „Mit dem lilaen Kleid“, sagte er zögernd. „Bei dir kann man wirklich sein blaues Wunder erleben“, entgegnete ich, „es ist natürlich alles Unsinn. Die fremden Sprachen entlehnten Farbwörter ‚orange, lila, rosa‘ werden nicht gebeugt. Es heißt also: das orange Kostüm, das lila Kleid, die rosa Schleife, aber das teerosenfarbene Haar.“ — „Das sind zwar goldene Worte, dennoch können sie nicht verhüten, daß mir schwarz vor den Augen wird.“ — „Trotzdem solltest du dann und wann einmal den Blick in eine Grammatik werfen, um dein Sprachgewissen zu schärfen; ganz ohne sie geht es eben nicht. Doch was ist nun aus der Dame mit dem teerosenfarbenen Haar und dem lila Kleid geworden?“ — „Grau, teurer Freund, ist alle Theorie: Wir hatten kürzlich grüne Hochzeit.“

Ernst Tormen

Das neue Buch

HANS WEIGEL: *Lern dieses Volk der Hirten kennen*. Versuch einer freundlichen Annäherung an die Schweizerische Eidgenossenschaft. Illustriert von Alban Wyß. Zürich. Artemis-Verlag 1962. 256 S., Ln. 14,80 Fr.

Am liebsten würde ich dem Verfasser einen Liebesbrief schreiben, um ihm sein Buch recht ausführlich zu rühmen; denn ein so großes Vergnügen hat mir selten eine Lektüre bereitet. Das liegt schon an Weigels Sprache, einem leichtfließenden, fein unterscheidenden Deutsch, dem gegenüber vieles, was man sonst hierzulande zum Lesen vorgesetzt bekommt, gar ungehobelt erscheint. „Die Gegenstände, die in Wort und Bild wiedergegeben werden, sollen nicht nur sich, sondern auch einander ähneln.“ Wer unterscheidet so sonst noch „sich“ und „einander“? Auch die vom Verfasser sehr reichlich verwendeten Fremdwörter stören kaum; sie passen, sind Stilmittel dieser „kosmopolitischen“ Betrachtung unseres Landes. Selten kann man bei einer ernsten Lektüre soviel schmunzeln und lachen; in diesem Buch wird nämlich das Ernste mit Witz gesagt. „Nicht nur die Inder, auch die Schweizer haben ihr Kastenproblem und laborieren an der Ausmerzung des Kastengeistes“ — es sind unsere Hotelkassen in Montreux und St. Moritz! — Es würde ein sehr langer Brief, wenn ich dem Verfasser aufzeigen wollte, was er bei der Wiedergabe und Beurteilung der Schweizer Dinge alles goldrichtig getroffen und auch wo er gelegentlich daneben gezielt hat. Dazu ist hier aber nicht der Ort.

Anlaß zu näherer Betrachtung im „Sprachspiegel“ böten Weigels Ausführungen über die Sprache der Deutschschweizer, besonders im Kapitel „Schweizer Deutsch und Schweizerdeutsch“. Hier trifft er, wenn er etwas witzig sagt, die Deutschschweizer sprächen „mindestens zwei Fremdsprachen: französisch und deutsch“, haarscharf daneben. Als Wiener ist er eben doch zu weit entfernt von uns — er bekennt es selbst: „von Wurzelschlagen war keine Rede“ —, als daß er das Besondere unseres Verhältnisses zur Muttersprache ganz verstehen könnte, nämlich die Zweiteilung in Mundart und Schriftsprache. Es kann ja keine Rede davon sein, daß diese für uns eine Fremdsprache sei (wie